



Stadtwappen (das Horn) und Fächerrosetten an einem Haus am Marktplatz



Der Neidhammel in der Wasserstraße



Steinernes Stadtwappen am Dammtor

Der Reigen der Fachwerkhäuser zieht sich durch die gesamte Wasserstraße. Biegt man an der nächsten Straße, der Dammtorstraße, links ab, trifft man auf das zweite „Highlight“ des Hornburger Fachwerks, den Hopfenspeicher (5). Das Haus stammt aus dem Jahr 1672, einer Zeit, als im Harzvorland Anbau und Handel mit Hopfen blühten. Auch das gegenüberliegende Haus, das sich mit geschnitzten Flechtbändern und rankenden Rosen schmückt, ist ein Glanzlicht. Ein paar Schritte weiter, am Dammtor, stößt man auf eine bemerkenswerte Darstellung des Hornburger Stadtwappens (6). Sie stammt aus dem 16. Jahrhundert und zeigt ein in Stein gehauenes nacktes Paar, das vor einem überdimensionalen Horn steht und sich mit Bierkrügen zuproset.

Über den „Knick“ und den Friedrich-Ebert-Platz gelangt man zurück zur Schlossbergstraße, die – wie könnte es anders sein – zum Schloss oder – wie die Hornburger sagen – zur Burg hinauf

führt (7). Die auf einem Hügel thronende Anlage war im Mittelalter und während des Dreißigjährigen Krieges heiß umkämpft. Mit dem Westfälischen Frieden (1648) fiel die Hornburg an die Preußen (damals Kurbrandenburg), welche die Burg zur Staatsdomäne ausbauten. Burg und Domäne sind inzwischen privat und nicht zugänglich. Nur ein scheuer Blick in den großen Hof der Domäne ist möglich. Dann geht es durch das Halberstädter Tor aus dem Ort hinaus.

An der ehemaligen innerdeutschen Grenze

Mit einer Höhe von 190 Metern ist der Kleine Fallstein wahrhaft kein Gebirge. Doch immerhin: Vom Hornburger Stadtrand muss man mehr als 50 Höhenmeter überwinden, um den Kamm des Höhenzugs zu erreichen. Wäh-

rend ich dort hinauf steige, muss ich an die armen Sünder denken, die hier mit gesenktem Haupt empor getrottet sind. Der Wanderweg führt über den Hornburger Galgenberg. Wie viele unschuldig Verurteilte mögen hier den Tod gefunden haben?

Hinter einem Streifen junger Birken stoße ich unvermittelt auf einen Metallgitterzaun. Ich stehe an der Grenze zur ehemaligen DDR. Der Zaun ist ein Fragment, ein kurzes Stück, das man als Mahnmal stehen gelassen hat. Dennoch gibt es einen Durchlass, ein Tor zum ehemaligen „Osten“. Hinter dem „Tor“ führt der Wanderweg über den „Todesstreifen“, den die DDR-Grenzsoldaten fein säuberlich geeggt hatten. So konnte niemand die Grenze queren, ohne Spuren zu hinterlassen. Nach dem Fall der Grenze haben sich dort Gräser, Blumen und Gebüsch ausgebreitet. Ab und an weiden hier Schafe. Der begrün-

Todesstreifen ist heute das Rückgrat des Grünen Bandes, des 1393 Kilometer langen Biotopverbundes, der sich von der Ostsee bis an die Grenze Tschechiens zieht.

Angst vor Minen habe ich beim Queren des ehemaligen Kontrollstreifens nicht. Zum einen ist die innerdeutsche Grenze intensiv von Minenräumkommandos durchkämmt worden, zum anderen überquert man den „Todesstreifen“ hier auf einem offiziellen Wanderweg. Weglos würde ich auf dem Grünen Band jedoch nicht spazieren gehen. Erst im Herbst 2010 hat man an der Grenze zwischen Thüringen und Bayern wieder eine Mine entdeckt. Sie war bereits zu DDR-Zeiten von einem Steilhang herunter gekullert und damit den Minenräumkommandos „entwischt“. Ich bin auf meinen Wanderungen daher immer auf den Wegen geblieben, Kolonnenweg inklusive. Bis auf die Gefahr, auf kippelnden Beton-



Grenzzaunrelikte am Kleinen Fallstein